

Der Photograph, die Lüge und das Kaninchen

Thomas Reichert inszeniert am Münchner Residenztheater Ibsens „Wildente“

C. Bernd Sucher 1993

Nach den Wilden – nach Matthias Hartmanns widerspenstiger, amüsanter und leichter Shakespeare-Deutung, nach Amelie Niermeyers rabiater, lächerlicher Marivaux-Variation, die den Titel tragen könnte: „Meine Freunde aus dem Dschungel“ – schickt der bayerische Staatsintendant Eberhard Witt jetzt die älteren Regisseure ins erste Schaulaufen: Thomas Reichert und, am nächsten Sonntag, Matthias Fontheim. Reichert ist ein Spielleiter, dem Einfälle noch nie als Konzepte genügten; einer, der genau liest, genau hinsieht und die Geschichte, die er auf der Bühne erzählt, nicht schon von vornherein mit seiner Sicht belastet. Natürlich lassen sich solche Theaterabende arrogant abtun als lebendiges Reclamheft. Doch wer behauptet, all das, was Thomas Reichert in Ibsens „Wildente“ entdeckte, bereits bei der Lektüre *gesehen* zu haben, macht sich bloß wichtig.

Gewiß fehlt dieser Inszenierung eine starke Meinung zu den Menschen, die sich belügen und nach Wahrheit fahnden. Gewiß hat Reichert nichts unternommen, aus ihnen Zeitgenossen zu machen, weshalb es die aktuellen Aperçus nicht gibt. Aber gleichgültig bleiben die Ibsenschen Figuren den Zuschauern deshalb nicht. Denn Reichert entwickelt in aller Ruhe vorsichtig das Geschehen und die Charaktere. Er schafft es, nach einem eher müden ersten Akt, unsere wache Aufmerksamkeit zu gewinnen, Neugier für eine sehr unprätentiöse, sehr genaue Arbeit. Warum der Anfang so fade spannungsarm blieb, ist leicht erklärt. Ein solches Konzept, das sich einläßt auf die Figuren und sie nicht bevormundend kommentiert, braucht starke Schauspieler. Just die fehlten Reichert (vor allem) für den alten und den jungen Werle, für den menschenverachtenden Direktor und dessen Sohn Gregers, der es immer nur gut meint, aber mit seinem Kampf gegen Lügner und Lügen nichts als Unheil stiftet.

Horst Sachtleben und Andreas Wimberger giften sich zwar mit Worten an, doch wenn sie einander gegenüberstehen, wenn der baumlange, spindeldürre Junge auf den kleineren grauhaarigen Alten herabsieht, dann geht ihnen die Luft aus – und die Kunst auch. Ihr Schweigen müßte glimmen, der unausgesprochene Haß müßte zünden. Auf der Bühne aber mandeln sich zwei Männer auf, mimen starke Macker. Pausen sind Löcher, nicht knisternde, ängstigende Ruhe vor dem Feuer, das beide ergreifen und lodern sollte, bis sie endgültig voneinander lassen.

Danach sind die beiden bei Ibsen schon fast aus dem Spiel – und in der Aufführung gänzlich. Denn Wimbergers Gregers, der in seinem „Rechtschaffensheitsfieber“ dem Jugendfreund Hjalmar Ekdal die Augen öffnen will für den Sumpf, in dem er lebt, nimmt seine Funktion, hinter der Bühne aufzuklären und auf der Bühne ein bißchen anzustacheln, nur wie eine lästige literarische Pflicht wahr; und Sachtlebens Vater reißt ab – und heiratet. (Allemaal der bessere Abschied.) In der Münchner Aufführung fällt Gregers also weiter nicht auf. Andere dominieren: Oliver Stokowski und Natali Seelig, Hjalmar und seine (nein: des Direktors) Tochter Hedvig.

Stokowski spielt, blond und jung, einen Opportunisten, der auf alles verzichten kann, nur nicht auf Domestiken, Bier und Butterbrot. Selbst die Menschen, die er zu lieben vorgibt – und wahrscheinlich glaubt er sogar an seine Zuneigung –, benutzt er nur für sich und seine kleinen Vergnügungen. Das Kind muß lieblosen und kuschen, parat sein, wenn er spielen, essen, schimpfen will. Seine Frau Gina muß arbeiten, Geld ranschaffen, kochen und ihn in Ruhe lassen. Denn er, der Herr Photograph, hat ja so viele Aufgaben: die Erfindung, die Freunde, die Jagd mit seinem Vater. Auf dem Dachboden, der von Nina Ritters kärglicher Wohnstube durch einen hohen Bretterverschlag abgeteilt ist, schießen der alte und der junge Ekdal, Verlierer beide, Hühner und

Kaninchen. Statt der Eisenbahn haben sie einen nadellosen sauren Tannenwald, Federvieh auf Stangen, die Langohren in einem Karton und eine kranke Wildente im Stroh. Hier fühlen sie sich wohl, denn hier sind sie allein mit ihren Träumen – und ganz stark. Hier können sie ihre Spleens leben.

Stokowski kehrt den Jungen heraus, der mit Charme und Chuzpe alle zwingt, sich auf ihn einzulassen, ihm zu gehorchen. Nur den Vater, den liebenswert vertrottelten Ekdal, liebenswert-vertrottelt von Kurt Meisel hingehuscht, läßt er in Ruhe. Alle anderen trietzt er. Wenn Hjalmar ein gemütliches Heim will, bringt Hedvig, die den Vater vergöttert, die Blockflöte an: Er spielt. Und schon klappert Gina im Takt mit den Deckeln des hölzernen Nähkastens; schon schwingt das Mädchen das Springseil. Die beiden hungern für ihn, weinen um ihn, tanzen für ihn. Alles machen sie, denn nur eines fürchten sie: Hjalmars schlechte Laune. Stokowski ist witzig gemein und gemeingefährlich. Ein ganz normaler Chauvi und ein ziemlich spinnertes Kind.

Viel infantiler als Natali Seeligs kluge Hedvig. Diese Schauspielerin offenbart die Sehnsüchte des Mädchens nach Geborgenheit und ihre Angst, verlassen zu werden. Als Hjalmar sie von sich stößt, sich ihrer zärtlichen Anhänglichkeit erwehrt, begreift Hedvig, daß sie nicht ihre 'Wildente opfern muß, sondern sich. Natali Seelig spielt die Naive, die nicht versteht, warum die Familie an diesem Tag auseinanderbricht und keine Blockflöte, kein kleines Jagdabenteuer den Vater mehr besänftigen kann, *und* die Wissende, die einen Ausweg weiß. Sie schleicht sich hinter die Bretterwand, bereit, mit ihrem Tod Vater und Mutter zu versöhnen. Sie ahnt nicht, daß ihr Opfer zu groß, daß Hjalmar nur tönt und nicht handeln wird: der Auszug ist ihm lästig, der Kaffee duftet. Das Butterbrot auch, und dann ist da ja noch Direktor Werles schriftliche Versprechen, Anerkennung von Schuld, dem alten Ekdal und Hedvig eine lebenslange Appanage zu zahlen. Hjalmar ist ein Schwein, ein ganz normales, und nicht die Persönlichkeit, die der falsche Freund Gregers in ihm vermutete.

Die Frauen kommen in Reicherts Aufführung gut weg: Sie sind klug, fleißig; und sie wissen, warum sie lügen und wofür. Sie sind die besseren Schauspieler im Leben. (Und auf der Bühne – neben der sensiblen Natali Seelig Eva Rieck als Gina und Esther Hausmann als Frau Sörby.) Die Männer gefallen sich alle als üble Wichtigtuer, Faulenzer und Maulhelden. Mit einer Ausnahme: Arzt Relling (Alfred Kleinheinz). Der kennt die Menschen. Er mißtraut den ekligen Selbstgerechten ebenso wie den widerlichen Weltverbesserern. Ideale, so sagt er, sind doch nur ein anderes Wort für Lügen. Wahrscheinlich hat er recht.